



Auferstehung.

Zu dieser hohen Stunde bricht der tiefste Grund, das stillste Grab und mit verklärtem Munde spricht, was sich der Zeit zum Opfer gab.

„Wir fahren auf, wir fahren auf! Uns hält kein Tod und keine Nacht. Wir stürmen in beschwingtem Lauf die Sonne, die euch köstlich lacht.“

Erlöset wir, doch erst erlöst, Befreier, selber nur befreit, wenn Haß nicht mehr die Herzen stößt und nach der Brüder Blute schreit.

Erlöset in erlöster Welt und dem verklärten Lichte nah, wenn unsre Stimme Kraft behält: Der Geist ist für die Liebe da!“

Karl Dehgen.

Bessere Zukunft!

Von Ariur Zidler.

Das christliche Europa feiert das vierte Kriegsjahr. Es bleibt dahingestellt, wie viele Menschen heute noch damit den Glauben an die geschichtliche Wahrheit der Auferstehungslegende verbinden, das Volk fühlt das alte Fest mit dem Gefühl der Gegenwart. Der Frühling kommt in das Land, mit heiteren Wolken im Himmelsblau, mit Keimen und Blüten, mit Winden, die den Duft der Verheißung und der Hoffnung tragen. Vorbei des Winters Rot und Leid, vorbei Finsternis und Kälte — vor uns Sonne, Blüten, Keimen und Ernten. Auferstehung!

Seit vier Jahren klagt in diesen Frohgefühlen der Ahn der Zeit. Wer in Blumen sterben muß, fühlt den Abschied schwerer als der Mann, der eins wird mit der toten Stille des Winters. Wenn das Leid am Herzen frißt, dem will die Auferstehungsfröhlichkeit ein Joch dünken, der ihm die Bürde noch schwerer macht. Und selbst dem, den nicht persönlich die Schicksalspranke traf, sind die sonnigen Zeiten mit den Schatten des Weltwehs verhängt.

Die Hoffnung kann nicht sterben, sie rankt über Tiefen und Gräber. Mit der Sonne wird auch Güte, Vernunft und Frieden über der Winternacht des Krieges aufsteigen und der Weisheit der Menschheit muß doch kommen!

Gekommen sind immer nur die Frühjahrsöffnungen. Nur der Tod und der Krieg verjüngten sich mit der Sonnenwende und der Menschheit mächtiger Zukunftswille rannte in die

Bajonette. 1915, 1916, 1917 — immer das gleiche furchtbare Lied von Ansturm und Erschöpfung, Erfolg und Verlust, Wiederaufbau und Vernichtung. Tiefer brannten die Wunden, tiefer strahen sich Haß und Erbitterung in die Herzen der Völker. Jähres Erkennen schrie auf: die Waffen, die Maschinen, die toten kreisenden Dinge sind die Herren der Erde, die Materie wütet und zwingt den Menschen, ihren Augen, törichten, tapferen und schwachen Schöpfer und Former in ihre unbarmherzige Gesetzmäßigkeit.

Führer standen auf, den Weg aus der Wirrnis zu weisen, in großer Versammlung gab sich der Wille zur Versöhnung kund, Staatsmänner redeten — aber die Jotzungen gilden und der Krieg lebt.

Im letzten Jahre mischten sich neue Klänge in den Chorus der Vernichtung: die Trompeten der russischen Revolution. Neue unerhörte und doch dem Menschlichen in uns so traute Worte hörten wir. Die einfach Denkenden, die Unpolitischen im Lande sahen nicht den Mechanismus des Weltens im Osten, sie spürten den Geist, der wie ein Frühlingshauch ihre Stirnen kühlte. Ob es richtig war oder nicht, in den Stuben der armen Leute verstand man den russischen Weisheit, der die Lippe des Wechsellers umwarf, das Brot brach und denen die Röcke nahm, die zwei und mehrere hatten!

Der weltpolitische Wille eines Volkes ließ sich ein Heiland, aus Kreuz der Weltgeschichte schlagen. Um damit das Größte zu erreichen: die Erlösung, nach der die Völker lechzen. Die Schützengräben im Osten ebneten sich ein. Brücken wurden geschlagen, Schienen gelegt und im Donaudelta werfen österreichische Monitore die Verhandlung aus.

Doch was hilft das alles, sagt der Müde und der Zweifler, im Westen greift Knochenmanns Sense mit doppelter Wucht ins Volle. Frühlings Anfang zeigte der Kalender, da sprangen auf 80 Kilometer Breite die deutschen Sturmtruppen aus den Gräben, und alles, was wir in den schweren Jahren erlebt haben, bleibt hinter dem zurück, was sich in Nordfrankreich abspielt.

Sehen wir den Dingen ins Gesicht. Die Stoßkraft der deutschen Heere, mag sie noch so sehr auf technischer und organisatorischer Vorbereitung beruhen, läßt sich nur begründen mit dem Willen des einzelnen und des letzten Mannes, mit dem Kriege ein Ende zu machen!

Nicht in kriegerischer Waffenfreude, die nie im Arbeiter und Bürgermann in Uniform gelebt hat, nicht im Eroberungsdrang und der Sucht nach Unterwerfung fremder Völker, die nur auf Zeitungredaktionen, Syndikatsbüros und sonstigen absolut bombensicheren Unterständen der „Heimatfront“ existiert, sondern im leidenschaftlichen Willen zum Frieden liegt das Geheimnis der Stoßkraft der deutschen Armeen begründet! Darum braucht noch nicht behauptet zu werden, daß der tapferen Gegenwehr der englischen und französischen Soldaten die entgegengesetzte Absicht zugrunde liegt.

Es scheint, als wolle der Krieg sich selbst vollenden. Er wird auf jeden Fall arme erschöpfte Völker zurücklassen. Vielleicht auch tief gedemütigte. Aber die Kräfte selbst, die die

Dornenkrone des Krieges durch die Jahre getragen haben, die ein wideriges Schicksal gegeneinander gefehrt hat — mögen sie den längsten Atem gehabt haben oder nicht: sie leben und wollen wirken! Sie sind noch wie die Völker, die ihre Träger sind, unszerblich wie die Keime in der Winterstarre.

Darauf kommt es an. Eines Tages werden die Kanonen schweigen. Die Völker werden vor der Prüfung stehen, ob der Krieg ihnen eine Lehre und damit nicht umsonst gewesen ist. Und des weiteren wird sich entscheiden, ob das Vergangene oder das Zukünftige maßgebend sein soll für das, was geleistet wird und was das Ziel sein soll.

Hier stehen sich Heere gegenüber, für die es keinen Verständigungsfrieden gibt. Sie ringen schon heute erbittert miteinander, aber nicht auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs, sondern in den Völkern selbst. In diesem Kampfe stehen alle zur Parteinahme verpflichtet, mitten drin. Wir als Sozialdemokraten bewußt und mit heißen Herzen; mit der festen Ueberzeugung, daß wir siegen müssen. Denn wir haben die Gesetzmäßigkeit für uns, die den Sonnenball höher in den Zenith zwingt und köstliche Ernten aus blutgetränkten Gefilden wehen wird.

Der Frieden muß die Auferstehung einer neuen Kultur bedeuten. Aus dem Winter des Hasses und der Zerstörung hinein in den Frühling der gegenseitigen Würdigung und des Zusammenarbeitens — das wird ein Osium sein!

Im Sturme gebiert sich der Frühling. Und im Sturme der großen Offensive wollen wir sozialdemokratischen Arbeiter, die wir die Pflichten zu unserem Volke wie zur Menschheit nicht als Gegenjäger empfinden, es wagen, die Fahnen besserer Zukunft zu fernere Sicht zu hissen!

Frühling und Auferstehungsmythus.

Daß das Wiederaufleben der Natur und damit des Menschen selber mit der Feier der Auferstehung eines Gottes zusammenhängt, weiß man nicht erst seit unlängst. Er feiert die Auferstehung des Herrn — denn er ist selber auferstanden; aus niedriger Häuser dampfen Gemächern“ usw. sagt schon Goethe. Noch mehr als der mittelalterliche Mensch, den der Dichter hier im Auge hat, hat der ältere, besonders der nordische Mensch, den erwachenden Frühling als eine Auferstehungsperiode aus dem Schneegebirge, in das ihn der Winter versenkt, angesehen und demgemäß „Auferstehung“ imig und stark gefeiert. Doch ist der Gedanke nicht bei ihm entstanden; er ist ihm von außen gekommen und er hat ihn nur, weil seiner Lage wohl entsprechend, aufgenommen und festgehalten. — Die Völker des nördlichen Ostens kennen eine festlich zu begehende Auferstehungslegende nicht. Der Gedanke ist nach Nordeuropa erst übertragen worden mit einer neuen Religion; das Fest ist ursprünglich ein solches des wärmeren Ostens, der ein völliges Absinken der Natur im Winter nur auf großen Berggipfeln kennt, und dem deshalb das gefühlsmäßige, naturgemäße, das wir dem Feste zugrunde legen, gar nicht eigenständig ist. Nicht also bei Natur, sondern bei Kulturbildern ist das Auferstehungsfest in seiner heutigen Form entstanden und vor allem: ausgebildet worden. Deshalb kann der Naturvorgang des Frühlingsanbruchs allein nicht Ursache des Festes sein, wenigstens nicht in seiner derzeitigen Ge-

Ein Untergang.

Die Helle eines ersten Frühlingstages lag über den Tannen wie eine glückhafte Offenbarung. Die Sonne, klar köstlichen Lichts, wärmte, und das Strömen tausendfachen Lichts und Werdens belebte den schimmernden Tag. Erstes Keimen, erstes Grün an nackten Zweigen — o wunderbare Wiedergeburt des Lebens, das, triumphierend über den starren Tod, in reicher Fülle neuen Odem, Kraft und Farben über die Welt ergoß.

Hans Joachim schritt unter dem hohen blauen Himmel, den Blick ins Weite gerichtet, und in seinem Schreiten lag alles Glück dieser Frühlingstunde. Fast war es ein Tanz, ein schnellschwingender Rhythmus befeuerte seine Glieder, und alles Beweisen bröckelte ab von seiner Seele.

Glückhafte, neue Welt! So schreiten auf ihr, frei, frei von Nicht umhüllt, von prangenden Farben umschlossen, von tausendfachen Werdefächern, Lebenslichtern umgeben, unrauscht, selbst eine Kraft, eine große, gütige, liebevolle, die Blick schafft sich und anderen, nicht bereitet und Wege bahnt in das freie, herrliche Land!

Eine tiefe Freude verschönte Hans Joachims ernstes Gesicht, seine Jüge bebte sich: er war so glücklich in seiner Hoffnung, seiner jungen Kraft.

Da hinten aber lag das Elend, Sein Elend, seine Not, seine Todesangst.

Vergangen.

Aber verwurzelt in seinem Leben, seinem Wesen, so daß er nur über das Vergangene hinweg wie über eine Mauer steigend, in das neue Leben, in die schöne, freie Welt gelangen konnte.

Da hinten lag das Elend der Zeit.

In tausend dunklen Stuben eingeschlossen, von grauen Höfen umragt, in Fabriken, auf den Straßen. In Herzen eingegraben. Das Elend, die Not der Seele, die Not des Menschen.

Das Elend . . . und sah mit unheimlich leeren Augen, sah und feinnern, in den Glanz des Tages, und hielt unerbittlich in seinen tausend Krallenbänden tausend zuckende Menschenherzen.

Er sah die armen, unfreien, geängstigten, ungetrösteten Herzen alle und kannte sie alle. Da war das seiner Schwester. Es glück dem hundert anderer Frauen. Es klopfte bang und müde, schmerzhaft lebensmüde. Seine Freude war tot. Und sein Freund war tot. Und die grauen, gefräßigen Rogeteiere Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung fragten an ihm.

Da war das seiner Mutter. Es glück dem hundert anderer Mütter. Ganz ausgehöhlt von Gram, lag es hart und tot. Gestört! . . . Er fühlte Schuld, und einen Augenblick trübte sich sein Auge. Wer schuf das Elend? Wer nährt das Elend? Wer übernimmt der Menschen Herzen in des Elends Krallenhände? Der Mensch!

Der Mensch! . . . Ich und du . . . und wir alle! . . . Wir müssen uns frei machen, sagte Hans Joachim fast laut, und darum müssen wir lieblich und hilfreich und gut werden.

Nicht emander verfolgen mit böien Worten und Taten, nicht einander töten mit Giftworten, nicht einander töten mit Verbrecherhand und sinnlos aufgestellten Werdemaschinen. Jeder soll sich betreten von seinem Lumen, jeder Mensch werden, ein Weiser der Gemeinschaft, ein Glied des Brudertums, ein Verklärer der Liebe, ein Prediger des Guten.

Lasst das Hoffenswerte! Vor allem in euch! Wollte er rufen, dann springen tausend Herzen befreit aus des Elends gekropften Händen in den blauen Himmel einer werdenden Welt. Lasst eure Knechtsseele, das Unterwürfige, Demütige in euch, und pflegt euren freien Mut, euren wahren Sinn, daß ihr zu eurem wahren Sein gelangt! Euer reines Herz bewahrt und haltet fest und esstarket an eurer Liebe.

Ihr seid gut geboren. Ihr sogt die Liebe aus eurer Mutter Brust.

Ihr hattet sie, ihr waret reich in ihr, Kinder . . . aber ihr seid es nicht geblieben.

Man beraubte euch. Man nahm euch euch selbst, man stahl euch euch selbst unter den Händen fort. Nun seid ihr nicht mehr ihr — ein Schatten nur, ein Trugbild eurer selbst . . . und tragt euer wahres Sein, euren Sinn und eure Freiheit wie einen Traum und eine Hoffnung. Und seid elend, krank, unfrei, böse, verderbt, und die euch elend, krank, unfrei, böse und verderbt machen, schelten euch, knechten euch, verächteln und betasteten euch.

Reißt die Augen auf! Erwacht! Wo seid ihr hingekommen? Auf Bruderleiden wandelt ihr, auf Mütterherzen trampelt ihr, unmenslich, grauam, irrsinnig, und eure Kinder sitzen an den Wänden Bruderleiden, die ihr vergossen, und geben hin zu eurer Knechtschaft, eurer Lieblosigkeit, eurem Elend.

Hans Joachim redete. In einer unsichtbaren Menge vom Elend des Menschen, das das neue Werden, der Frühling so schrecklich spärbar macht.

Sein gesunder Arm zerschneid die klare Luft in kräftigen Bewegungen, ein inneres Leuchten brach aus seinen blauen Augen. Seine junge Brust dehnte sich, und er war willens, hinzugehen, Liebe zu bezugen, Menschlichkeit vor allen.

Vor dem Härsten und dem gemeinsten Verbrecher, dem Arbeiter, dem Aderer, den Frauen, den debilitierten Professoren, die die Notwendigkeit des Krieges Hipp und klar nachweisen, den liebeleeren Gelehrten, die behaupteten, solange die Welt besteht, bestebe auch der Krieg. Blüge war's! Der Krieg ist nur solange, wie der Mensch sich seiner Seele berauben, sich knechten und kreuzigen, sich seine Liebe stehlen läßt!

Er wollte, zornentkramt, vor die Millionäre treten, die das Gold und Reichthümer häuften, die das Blut ihrer Witmenschen und Brüder . . . wählten denn diese gewinnstichtigen, habgierigen Wesen die Seligkeit, die Bedeutung des Wortes: Bruder? — in glänzenden Plammon verwandelten. Er wollte allen die Maske abreißen, ihnen ihre Deuchelei, ihr Verbrechen an sich und den Menschen, allen

Menschen, offenbar machen, daß sie in sich lehrten, nicht wurden' einander leben lernten! Mensch den Mensch, Bruder den Bruder . . . Erkenntnis mußte, mußte aufflammen, alle, alle mußte das Wunder spüren, das uns gegeben: Liebe und Güte . . .

Hans Joachim sprach auf. Seine Uhr zeigte drei Viertel zwei. Er lenkte seine Schritte zur Stadt zurück. Eine seltsame Beklemmung schnürte plötzlich seine Brust als er umkehrte. Seine leuchtete, Vögel sangen.

Er war traurig. Gleichgültigkeit stand über im Anblick ihm Begegneten. Freudelosigkeit sprach aus den Augen trauriger Frauen.

Hans Joachim schloß sich plötzlich einam, verstoßen. Ich habe nicht den Mut, sagte er.

Und er schämte sich. Da schob eine blasse Frau, ganz in Schwarz, einen Kinderwagen. Er wollte zu ihr gehen und ihr von der Liebe der Menschen aueinander, die wieder kommen mußte, sprechen. Vielleicht verstand sie ihn. Vielleicht schenkte er ihr den Glauben an den Menschen wieder, an der Menschen Güte und Liebe.

Er ging nicht hin. Er wollte den vornehmen Herrn ansprechen, der, im funkelnden Jählicher, eine teure Zigarre rauchend, verächtlich und von oben herab auf seine Witwe sah.

Vielleicht weckte er ihn auf. Er schloß ihm eine neue Welt. Vielleicht wurde er ausgelacht, verspottet . . .

Er ging nicht hin. Hans Joachim schämte sich seiner Schwäche und war namenlos traurig.

Die Stadt begann. Menschen wimmelten. Fremdsinn wuchs. Einsamkeit mitten unter den Brüdern und Schwestern schmerzte ihn. Er bestieg eine elektrische und fuhr ins Geschäft.

Im Bogen schloß er die Augen. Er mochte niemanden anbliden. Die steinernen Treppen stieg er, in der Furcht, zu spät zu kommen, eilig hinauf.

Der Frühling lag draußen. Fern, irgendwo über den Tannen wie eine glückhafte Offenbarung.

Keinen Hauch seines Glückes trug Hans Joachim in das kalte Zimmer.

Er kam zu spät. Kollegen blühten spöttisch. Er setzte sich an seinen Platz. Ihn tröstete. Oder war es Spiel? Schlug ein Buch auf. Zahlen glockten. Er fing an zu addieren. Fast maschinenhaft.

Er fühlte sich nicht mehr. Seine Jüge erstarrten. Es war, als trüge er eine Maske. Begeisterung erlosch. Freude starb. Die Liebe kroch traurig in einen Winkel seiner Seele. Eine Welt ging unter.

Hans Gatzmann.

Rast und Auffassungswelle, die zwar schon sehr alt, aber dennoch widerwärtig ist.

Wie wir aus dem achten Kapitel des Prophetenbuches Jesaias erfahren, beweineten am Tempel zu Jerusalem — an dem der siegreiche König Nebukadnezar von Babylon selbstverständlich den Kultus des jüdischen Nationalgottes unterlag — im Monat September des Jahres 587 vor unserer Zeitrechnung, also am Beginn des abfliegenden Jahres des Jahres, die Weiber den Tamuz und beteten Männer zur Sonne. Der babylonische Gott Tamuz war, wie wir auch aus anderen Quellen wissen, ein verfluchter Jahresgott bzw. Sonnengott, dessen Hinscheiden man zur Herbsttagundnachtgleiche betrauerte, dessen Wiederkommen man zu Frühlingsbeginn freudig begrüßte. Wie können noch andere kleinasiatische-phönizische Götter desselben Typus. Aber der Gott, dessen Auferstehung die Christenheit feiert, stirbt bekanntlich erst drei Tage vor seiner Auferstehung. Das auch er als Sonnengott gedacht ist, geht daraus hervor, daß man den Geburtstag des persischen Sonnengottes Mithra, den 25. Dezember, den Termin der Wintersonnenwende, auch auf ihn übertragen hat. Der nur dreitägige Unterweltsaufenthalt des Jesus ist also vom Gesichtspunkte eines Sonnengottes aus völlig verständlich.

Der Einwand, den mancher wohl heute noch machen möchte, daß Jesus kein Sonnengott, ursprünglich überhaupt gar kein Gott, sondern ein Mensch sei, der zum Gott gemacht wurde, trifft nicht, denn es ist in der Tat umgekehrt. Daß Jesus bloßer Mensch gewesen sei, hat erst die rationalistische Theologie des 18. Jahrhunderts aufgebracht, die alles in der Religion mit der menschlichen Vernunft begreifen wollte. An sich ist dieses Prinzip natürlich völlig richtig, denn auch wir Modernen sind alleamt Rationalisten; der damalige Fehler war nur, daß man bereits früh fertig hielt, was erst so viel Anfang war —, daß der eine, erste beste, seiner Vernunft so viel vertraute wie nur die Vernunft vieler in langer Diskussion leisten konnte. Und deshalb erklärte man, was sich in der christlichen Legende nicht allseitig begreifen ließ, als Selbsttäuschung; nicht aber als ausgemachten Schwindel. So der alte christliche Neimarus, dessen heute noch nicht völlig veröffentlichtes Werk 'Sciling in den Wolfenbütler Fragmenten zum Teil veröffentlichte. Neimarus fand in den Auferstehungsgeschichten des Evangeliums ganz richtig mindestens zwölf ganz unvereinbare Widersprüche, und da er auch an das Wiederkommen eines ungewöhnlichen Menschen nicht glauben konnte, so kam er zu dem „vernunftgemäßen“ Schluss: die Jünger Jesu hätten dessen Leichnam gehoben, um auf der Lüge, er sei aus dem Grabe auferstanden, eine Gemeinde seiner bzw. ihrer Anhänger zu begründen.

Das wäre an sich nun nicht unmöglich; wir kennen alle wie neue Religionen, bis herab zum Mormonentum und noch jüngeren, die durch dreifachen Schwindel entstanden sind — selbst die des Mohammed sieht nicht sehr weit von dieser Grenze. Die Religion an sich, der Kult der Götter, ist ein Ergebnis der „Völkeridee“; sie ist aus gleichartigen Umständen, dem gleichartigen Denken aller Individuen hervorgegangen — jedoch Religionsysteme höherer Art sind stets der Phantasie oder der berechnenden Kunst der Priester zuzuschreiben. Also könnte es sehr wohl so gewesen sein, wie sich Neimarus das Entstehen des Christentums vorgestellt hat. Die moderne liberale protestantische Theologie, die Jesus ebenfalls rationalistisch als Menschen fassen muß, hat es, wenn sie ihre „wissenschaftliche“ Grundlage und dabei doch ihre Geltung als Religion nicht verlieren will, heute noch keineswegs besser als Neimarus. Da sie eine leidliche Auferstehung nicht zugeben kann, muß sie diese als eine dem Enthusiasmus der ersten Anhänger entstammende Legende, eine Verhöhnung der Hoffnungen der ersten Christen, — also jedenfalls als eine Selbsttäuschung erklären.

Aber das ist alles völlig überflüssiges Spintisieren, denn erstens hat keiner der alten Christen, Jesus als einen Menschen aufgefaßt, sondern als Sohn Gottes, wahren Gott in Menschengestalt — und zweitens sind, wie schon erwähnt, ältere Vorlagen zur Jesuergählung genügend vorhanden. Man hat früher gemeint, nur der vierte Evangelist habe Jesus als einen Gott, die drei ersten aber als Menschen. Das war eine Täuschung; durch diesen ist er von vornherein ein höheres Wesen, das nur Wunder tut und nur sinnbildlich vom Himmelreich redet (die Morallehren sind spätere Zutat) und seinen Anhängern dieses in Kürze verheißt — eine Hoffnung, mit der auch die Vorgänger dieses Gottes und deren Priester ihre Gläubigen gelodert hatten.

Wir müssen jetzt wieder auf die für einen Sonnengott unerläßliche dreitägige Todespause zurückkommen und dementsprechend feststellen, daß wir es bei Jesus eben mit keinem reinen Sonnengott, sondern mit dessen Zusammenschmelzung mit einem Mondgott zu tun haben.

Der Mondgott war der erste, herborragendste Gott, der sich aus dem bloßen Geistes- und Geistesvertrauen zur Halbblutur emporarbeitenden Semiten. Er ist der Gott, der am stetig wolkenfreien, tibetanischen Himmel der Steppe herrscht, die die Semiten geboren. Er ist das gute Prinzip im Gegensatz zu der, hier Wasser, Pflanzen, Vieh und Menschen vernichtenden überheißigen Sonne, dem Unterweltsgott, dem Höllenfeuer, dem bösen Prinzip.

Aber der gute Gott ist weder allmächtig noch ewig. Die ganze Nacht herrscht er nur an einigen Tagen, endlich bläß und schwach geworden, verschwindet er in den Strahlen der Sonne, wird von der Unterwelt verschlungen (die ägyptische Ophis-Ägyptionlegende legt das am deutlichsten aus). Aber nach drei Tagen gibt sich ihn wieder heraus (wie der Walfisch den Jonas), er scheidet wieder auf und wurde dann von den alten Semiten mit heutigen Jansen und Instrumentalisten begriffen und man feierte ihm das Neumondfest. Noch heute bewillkommen arabische Stämme das Neulicht mit dem uralten Jura: Djal, Djal (Neumond), und die osteuropäischen Juden beten angefüllt seiner im Freien, wenn sie das nicht schon zur Vollmondzeit tun. Denn die altägyptische Religion war eine lange Zeit hindurch Mondvergötterung; man erzieht das im Alten Testament unter anderem daraus, daß ihnen ein Gesetz in der Steppe kam, vom Berge Sinai herab gegeben sein soll — Ein ist aber der Name des altbabylonischen Mondgottes, jedoch als die persische Regierung unter Ezra und Nehemia im fünften Jahrhundert in Palästina einen neuen Judenstaat einrichtete und dessen religiöse Gesetzgebung beeinflusste, kam zur Mondmythologie noch die persische Sonnenmythologie hinzu, denn bei den alten Kulturvölkern, die Babylonier seit dem zweiten Jahrtausend eingeschlossen, hatte man den Einfluß der Sonne und daß sie der einzige Lebensspender sei, doch endlich erkannt. Sie wurde nun der Erdboden aus der Zeit des Winters und der kürzesten Tage — der in ihr wohnende Gott der Erdboden von den Weiden des Daleins, die bei den Alten keineswegs geringer waren wie bei uns heutigen. So trat nun bei den Juden neben das sich nach dem Mond richtende Frühjahrsausgangsfest einer gespensterfüchtigen Dürrezeit, das Vossah, das Wazzenfest, ein Frühjahrsfest, an dem noch uraltes Wissen in Sonnenwägenform verkehrt wird.

Als später einwanderer Gott wird vielerorts die Sonne als Sohn des Mondes angesehen. Auch der christliche Sonnengott ist ein Sohn des älteren Gottes, aber eine Mondqualität hat sich mit seinem Tod und der dreitägigen Unterweltsfahrt auch auf ihn vererbt. Andere Götter ähnlicher Art werden durch einen Wägen, einen Eber usw. getötet (so der syrische Adonis) — der jüdische Messias Jesus jedoch durch Menschen, wie schon vor ihm eine Anzahl Messias durch Menschen umgekommen waren (Mischabbar, Scudababel und vielleicht auch solche schon in der vorhergehenden Ära — in der späteren ist folgendes historisch bezeugt). Es gibt keine einzige Religion, die nicht aus älteren Stufen etwas übernommen hätte, und gerade das Christentum ist ein völliger Mischsalz. Laufe wie Abendmahl haben mit Mond- oder Sonnenvergötterung nichts zu schaffen; erstere entstammt einem uralten babylonischen Wasserfest, der in der Wanderschaft noch heute fortlebt und sich mit der Idee des getöteten Gottes zur Bluttaufe anderer Religionen fortentwickelte, letzteres dionysischen und anderen mysteriösen Wägen, Hochfleischessen und selbst Menschenopfern. Frühling- und Auferstehungsmythos wurden durch diesen und manchen anderen Zuwachs als Grundlage des Systems ziemlich unkenntlich gemacht.

Dr. Sommer.

Erlösung.

Liebe erlöset dich nicht. Viele, ach viele Herzen schenkten sich dir, o Menschheit, trugen gelassen das Kreuz der Verfolgung, trugen den Schimpf, die Nöte, das Leid lebenslange vom Morgen zum Abend, bluteten hin, umfaßten noch einmal gläubig die bunte, hadernde Welt, bluteten hin und flüsternd sterbend: Liebt euch, ihr Menschen . . .

Kreuze wuchsen im Licht. Nun suche, suche, Auge, in dieser eisigen Wüste den warmen, flutenden Strom, der aus den Seelen, den liebreichen, quoll. Suche die Gärten, die er befruchtet, daß sie in leuchtender Frühlingsblüte dieses Dalein zur Freude reiften; suche — und frierend wirft dich zur Erde: Liebe erlöset mich nicht.

Daß schwingt die blutige Faust um die Zonen; wild um den bebenden Erdball grümt deiner Tierheit entfesselte Töde, deines Seins tausendfähriger Fluch. Dampfund rinnen die glühenden Ströme zuchender, grollender Herzen dahin, und von fallenden, lechzenden Zungen schreiet es, und blüzt aus brechenden Augen: Haß, erlöse du uns! . . .

Liebe erlöset dich nicht. Betend zum Haste wirfst du, o Menschheit, die Stirn in den Staub, daß aus zerbrochenen Wäldern die Blüte, Frucht aus zertrretenen Hecken dir reife. Wandelst blutend vom Morgen zum Abend, suchend und irrend in ewiger Wandlung, Liebe heut kündend und morgen den Groll. Und verachtet das stille, verheißende Licht hinter deiner blinden Stirn.

Dr. Sommer.

Die Briefe.

Ein liebliches Waldbild ist die Briefe. Sanft murrend zieht sie ihre Bahn, mitunter lieblich plätschernd, wenn Steine oder Buzgelwerk ihren Lauf zu hemmen versuchen. Durch das neue Hofsagendrieb bei Dranenburg führt am größten Teil ihr Lauf. Mit der Nordbahn fahren wir bis Birkwieder und wandern durch schönen Kiefernwald zu der Kolkonie, die ihren Namen von dem Fließ angenommen hat. Hier überschreiten wir das Fließ und wenden uns auf schmalem Pfad nach rechts. Kiefernwald umfängt uns. Nachdöberbüsche stehen zwischen den Kiefern und ein dichter Beerenkrautepisch bedeckt den Boden. Den Lauf des Fließes besäumen Weiden- und Erlenränder, mitunter süßen Erlenmoore das Tal aus. Reizende Ausblicke auf das Fließ mit seinem vielfach gewundenen Lauf haben wir von manchen Punkten des Ufers; stets wechselnd ist das Bild, das sich auf der Wendung und darbietet.

Rainnigfache Uebendheiten der Uferhänge drängen das Fließ von seiner geraden Richtung ab. In der sondergen Seite der Krümmungen (Vollufer) sinken die im Wasser schwebenden Stoffe nieder und bilden neues Land. Die Strömung gleitet ab, deshalb ist diese Uferseite der Meißana. An der gegenüberliegenden sonnen Seite (Hohlufer) prallt die Strömung an, da das Wasser in der alten Richtung fortfließen will, deshalb ist diese Uferseite der Prallhang. Hier wird das Ufer durch die steile Arbeit des Wassers zerstückt und das Land fortgeführt. An einigen Stellen, wo die Krümmungen des Fließes eng aneinander liegen, sehen wir, daß das Wasser die schmale Landbrücke zwischen ihnen nahezu durchgenagt hat und sich bald den kürzeren geraden Weg erlangen haben wird. Eine Wänderlandschaft, wie sie uns z. B. Saale und Rosel im großen zeigen, treffen wir bei der Briefe und auch bei vielen anderen märklichen Flüssen im kleinen, leicht übersehbaren Verhältnis an.

Wir kommen zur Offenquelle, jetzt Hubertusborn genannt. Von einem schmudlosen Felssteinhaufen eingefaßt, rinnst ihr lares Maß aus der Erde, in trockener Jahreszeit nur ein unheimliches Rauschen, und fällt nach wenigen Schritten schon in die Briefe. Auf einfacher Holzbrücke überschreiten wir das Fließ und wandern ihm auf seinem Südufer weiter entgegen. Gleich schöne Landschaftsbilder ziehen an uns vorüber, und wir gelangen zur Steinernen Brücke.

In dieser Wald einsamkeit gelegen, überdauert sie den Lauf des Fließes. Der Sage reiche Phantasie hat sich ihrer Umgebung bemächtigt. Nordwestlich von der Brücke, am Wege nach Lehnitz, liegt eine sumpfige Niederung, das Bett des ehemaligen Teufelsses. Die Sage meldet uns, daß hier Ne alte Hörserei Versammlungen gehalten haben soll, die während eines fürchterlichen Unwetters in der Tiefe versank. An dieser Stelle habe sich der Teufelsses gebildet.

Wir verlassen die so unheimlich scheinende und doch so schöne Gegend und sagen unserer treulichen Begleiterin Lebewohl. Auf schönem Waldweg wandern wir uns in südlicher Richtung nach Summit. Freundlich winken uns die Häuser der wenigen Häuser des am stillen See gleichen Namens gelegenen Dörfchens. Vom Nordende des Ortes führt das Summit-Gebirge in schrägerader Richtung gen Westen zum Bahnhof Birkwieder zurück, eh.

Im eroberten Unterstand.

Das folgende typische Bild nach dem ersten Schlichttag der großen Offensive berichtet ein Augenzeuge: Am Abend des ersten Schlichttages fand unter Stab auf einer Höhe westlich Seeleny gasliche Unterkunft. Der englische Stützpunkt war in aller Hast verlassen. Von einem 40 Meter langen Laufschacht führen auf beiden Seiten Stollen in die Tiefe und münden in lange Schächte, die 6 Meter unter der Erdoberfläche laufen. Restikal an den Laufschächten liegt eine Flut von etwa 20 bis 30 Schlachthöfen. Wir finden schon Infanteristen bei der Arbeit, köstliches Weißbrot und Jam (Parmelade) wird verkauft. Die Ledertasche und Gummihandschuhe, die in Haufen herumliegen, stehen unseren Leuten ausgereicht. Wir laufen und von Stollen zu Stollen. Hier stolpert man fast über einen Offizier, der auf dem Boden saner zu Füßen seines Hauptmanns, der auf dem Schmelzabend beim Schein der Kerze Besuche diktiert. „Blah für einen Verwundeten.“ schreibt es. Vier Sanitäter schleppen einen Zeltstap, aus dem ein blasses Gesicht hängt. In nächsten Stollen reinigt eine Gruppe ihre Gewehre. Sie haben zum Spaß englische Mäntel umgehängt. Die flachen Teilerhelme dienen als Wasserschüssel. Auf einer Treppe haben 6 Artillerieoffiziere, die Schultern der beiden auf der unteren Stufe stehenden dienen den oben stehenden als Karantisch. Der Kommandeur bespricht den Feuerbefehl für den nächsten Morgen mit seinem Adjutanten. Eben Frieden zwei Telephonisten mit dem Fernsprechapparat in den Stollen und versuchen, Anschluß mit dem Halbesopf der Division herzustellen.

Aus dem nächsten Stollen hören wir leises Kochen. Auf dem Bett liegt ein verwundeter Engländer von der 61. Division, neben ihm ein graues Bündchen. „Ist das Ihr Hund?“ — „Nein, es ist ein Allermelshund!“ Er hat einen Splinter in der Hüfte und kann vor Schmerzen kaum sprechen. „Vorwärts!“ ruft jemand aus dem Dunkel, als wir weiter laufen. Vorwärts steigen wir über einen Toten. Die Taschenlampe beleuchtet einen Komant den Engländer. Die Augen sind noch offen, die Brust blutüberflutet. Endlich hören wir einen freien Stollen gesund und richtig und kom-

fortabel ein. Die ganzen Katakomben haben elektrische Beleuchtung gehabt, 3 Kilometer von der vordersten Linie. Wir besahen uns mit Ferngläsern. Auf dem Tisch liegen Fliegerphotographien: Ansichten der Stadt St. Quentin. Offenbar hat ein englischer Beobachter hier gehaust. Kein, ein Franzose war es. Hier liegt ein Stof 50-Centimes-Romane, die eine Pariser Librairie der Truppe geiffert hat. Kein, es war doch ein Engländer. Ein angefangener Brief an Frau W. in Liverpool liegt unter einer Konfektbüchse, daneben ein Stof Postkarten mit wenig beschrifteten Damenbildnissen. Es riecht überall nach deutschem Gas. Die Kamorade ist ja erst 12 Stunden her. Reich ist für den Adjutanten ein Tisch hergerichtet, Telephon aufgebaut. Redegänger von den Abteilungen warten schon in der Tür. Der Adjutant ist seit 30 Stunden auf den Weinen, er hat keine Zeit müde zu sein. Er diktiert feilenruhig Befehle seines Kommandanten. Nur als ihm gemeldet wird, daß ein feiner Pferde eben durch Schrapnellkugel an der Kehle verletzt ist, fährt er auf. Der Gaul sollte ihn bis an die Sonne tragen.

Karfreitagkonzert in der Volksbühne.

Der Gogathastimmung der unter der Kriegsfurie leidenden Menschheit trug das Konzert der Volksbühnen Rechnung in der Auswahl seines ersten Programms. Der Madrigalchor des akademischen Instituts für Kirchenmusik und ein bewährter Violinkünstler, Prof. F. F. J. J., bürgten für den vollendeten künstlerischen Vortrag.

Gleich der erste Madrigalchor des Italieneres Thomas Victoria für zwei Stimmenkörper, deren einer für den Jaisbauer unsichtbar hinter der Bühne, ähnlich dem in Wagners 'Parsifal'. Aufführung hat, erfährt eine geradezu bewundernswürdige Wiedergabe. Nicht minder Heinrich Schütz, des Schöpfers der ersten deutschen Oper, schwermere, durchaus lebensprägende Komposition des 18. Jhs. für achtstimmigen Chor. Desgleichen im jeweiligen Klangcharakter die Gesänge, die dem Volksliedbuch für gemischten Chor entnommen waren, Schöpfungen deutscher Meister aus drei Jahrhunderten!

Abwechslend dazu sang — in die des Deutschen Stimme und Seele bekannt ist: die Geige in der Hand eines Meisters. Sang von Sebastian Bach, der sie zu allererst zur Reife in mitaleit gewekt und ihr somit als Soloinstrument orchestrale Wirkung verliehen. Sang von Max Regner, der bis in die jüngsten Tage hinein musikalischerisch dem großen Thomaskantor wohl am nächsten gestanden. Und sang endlich von Mozart und Schumann. Bei dieser Gelegenheiten war für jeden, der Gehör und Empfinden hat, wahrnehmbar, welche Wandlungen die Kunst von einer außerpersonlichen Kunst bis zum Vortreff des Künstlermenschen gemacht hat. Das Adagio in der Bränschen Sonate und das Mozartische sind, obwohl kaum ein Jahrhundert fern voneinander, zwei ganz verschiedene Welten. Erst gar nicht vom Adagio bei einem Beethoven zu reden, der davon alle Großheit und tiefe Weisheit eines Kampfers und Siegers genest.

Der Kampf gegen den Ersahmittelschwindel.

Die neuesten Feststellungen, die J. Schwalbe in der 'Deutschen Medizinischen Wochenschrift' über die bisherige Wege zur Bekämpfung schwindelhafter Ersahmittelschwindel veröffentlicht, bringen dem Nachweis, daß einerseits auf diesem Gebiete noch immer nicht die wünschenswerten Ergebnisse erzielt wurden, andererseits aber praktische Beispiele vorliegen, deren allgemeine Befolgung für die Gesundheit und den Geldbeutel der Bevölkerung von großem Nutzen wären. Schwalbe geht von der Erklärung aus, daß nur die allgemeine Einführung der Konzeptions- und Deklarationspflicht, wie sie fast gleichzeitig von den Magistraten der Städte Frankfurt a. M. und München für den Vertrieb von Ersahmitteln angeordnet wurden, eine wirklich fühlbare Besserung gewährleisten könnte. Ein derartiger Vorstoß wurde aber vom Bundesrat abgelehnt wegen der angeblich allzu großen Schwierigkeiten, und das Kriegserndungsamt schloß sich dieser Ansicht an, indem es erklärte, daß die Einführung einer Zentralstelle für Ersahmittelschwindel eine unumgängliche Organisation erforderlich machen würde. Außerdem habe sich die Genehmigung eines Ersahmittels auf Grund der Unterlegung einer Probe und der Prüfung seines Preises vielfach nicht bewährt. Denn oft sei eine derart genehmigte Ware nach einiger Zeit nicht mehr gut und preiswert gewesen. Man beantragte sich also mit der Errichtung einer Auskunftsstelle für Ersahmittelschwindel, der die privaten Chemiker die Ergebnisse ihrer Untersuchungen stets sofort mitzuteilen haben. Es handelt sich aber dabei um eine ziemlich schwerfällig arbeitende Organisation, noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß infolge der nachträglichen Untersuchungen und Feststellungen eine rechtzeitige Auffklärung und Warnung des Publikums gar nicht von ihr erreicht und erreicht wird.

Der Kampf gegen den Ersahmittelschwindel kann nur wirklich sein, wenn er offen und womöglich stets vor Verbreitung der Ware unternommen wird. Nicht die nachträgliche Verfolgung der in den Handel gebrachten Schwindelpräparate, sondern die Verhinderung des Vertriebes irreführender Erprobungsmittel gebühret den notwendigen Schutz. Daher sind auf Grund der guten Erfahrungen, welche die Magistrats von Frankfurt a. M., München, Köln und neuerdings noch einigen anderen Städten mit der allgemeinen Konzeptions- und Deklarationspflicht für Ersahmittelschwindel gemacht haben, die Vorschriften gleicher Art für den ganzen Landesbereich von Baden, Württemberg, Sachsen, Bayern, Sachsen-Altenburg und Schwarzburg-Sondershausen erlassen worden. Sämtlichen Erlassen ist die Bestimmung gemeinlich, daß eine Zentralstelle die Erlaubnis zum Vertrieb der Ersahmittelschwindel zu erteilen hat. Von großem Vorteil ist es auch noch, daß alle genehmigten oder verbotenen Ersahmittelschwindel im 'Zentral- und Bezirks-Amtsblatt' veröffentlicht werden. Diese Bekanntmachungen sind von höchstem Wert für das Publikum. Aus dem Amtsblatt für Sachsen-Altenburg a. M. konnte man entnehmen, daß dort von Anfang Juli bis Anfang Dezember vorigen Jahres 305 Ersahmittelschwindel, 455 andere aber, sämtlich mit Namen und Ort des Herstellers gekennzeichnet, verboten wurden. Da bei den zugelassenen Ersahmittelschwindeln außerdem Inhalt, Gewicht und Kleinverkaufspreis angegeben werden, kann das Publikum sich selbst an der Kontrolle beteiligen, wodurch der Kampf gegen den Schwindel noch doppelt so erfolgreich gemacht wird.

Notizen.

— Vorträge. In der Urania wiederholt Dr. Reizner seinen Vortrag 'Aus der Welt des Films' Dienstag, Mittwoch, Sonnabend. Freitag spricht Dr. G. H. H. H. über Irland, Land, Geschichte und Gegenwart. Sonntag, Montag, Donnerstag: Die Ukraine. — In der Kreptow-Sternwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Archenhold über Entsetzen und Vergehen der Erde. Mittwoch, 8 Uhr, Lichtbilder-vortrag: Bewohnbarkeit der Welten.

— Rumänisches Zeitlokom. Im Friedensvertrag mit Rumänien spielt die Regelung der Erdölfrage eine besondere Rolle. Die stetig steigende Ölproduktion Rumäniens betrug 1912 1.507.000 Tonnen, nur 886 Pro. der Weltproduktion. So gering das Rumänien mag, vermindert sie doch überreichlich unseren Einfuhrbedarf (1912 1.282.250 Tonnen) zu bedenken. Jedoch kamen vor dem Kriege nur 6 Pro. der rumänischen Ölproduktion auf den deutschen Markt und war an unserer Einfuhr von Leuchtöl mit 4,5 Pro., von Rohöl mit 3 Pro., von Schmieröl mit 21 Pro. und von Schmieröl mit 5 Pro. beteiligt. Eine bedeutende Steigerung der Einfuhr ist also aus Rumänien möglich.

— Wäckerfahrungen. Die fabelhaften, ja verrückten Preise, die neuerdings bei Kunst- und Wäckeraktionen erzielt wurden, haben schon manchen lustig gemacht und an allerlei Schabernack denken lassen. Vorkommnisse bei einer der letzten Wäckerfahrungen, bei der wiederum für überall erbällische Wäcker ein Verbot geboten wurde, haben nun zu einem Einverständnis des Staatsanwalts geführt. Der betreffende Wäcker, der Verkäufer, habe selber keine Wäcker so hoch hinaufreiben lassen und sie so zum Teil zurückgelassen.